

Raffaëlli.

(Zur bevorstehenden Ausstellung seiner Werke im Künstlerhause.)

Ein kleines, winzig kleines „Hotel“, ganz draußen beim Boulevard Pereire, von einem noch winzigeren Gärtchen umgeben. Im Parterre das Atelier und eine Gallerie, welche dasselbe mit dem Speisezimmer verbindet. Im ersten Stock die Schlafzimmer.

Höchst originell und persönlich eingerichtet. Alles mit lichtem Holz getäfelt, mit englischem Creton gespannt. Um Gallerie und Speisesaal läuft ein Vorsprung, auf welchem schlanke, zierliche Gläser stehen, und in jedem wiegt sich eine einzelne schlanke, weiße Blume auf langem Stiel — so wie man sie auf den Altären des Van Eyck sieht.

An den Wänden hängen ganz absichtslos und ziemlich vereinzelt Bilder, und wo es gerade hübsch wirkt, steht in einer Ecke eine Staffelei mit einem Bild darauf. Das ganze sieht so aus, als wenn eine elegante Dame ihren Five o'clock hält. Das ist das Heim des Malers Raffaëlli, und wir sind dort, um eine Ausstellung seiner Werke, welche er bei sich arrangiert hat, zu besichtigen.

Er verhorresciert die Monstre-Ausstellungen, den lärmenden Jahrmart der Kunst, und liebt es, einem ausgefuchten Kreis seine Bilder zu zeigen. So schmückt er seine Wohnung aus, sucht für jedes Bild den passenden Platz, die passende Umgebung — und läßt sein Haus zum Rahmen seiner Werke werden.

Raffaëlli ist schwer zu charakterisieren. Seine Natur hat so viele Contraste in sich und wechselt nach Stimmungen so oft, daß man fürchten muß, ihn in seiner Gesamtheit nicht fassen zu können. Er malt das moderne Leben mit allen seinen socialen Gegenätzen. Die Gesellschaft der „oberen Zehntausend“, das kleine Bürgerthum, das Proletariat werden von ihm mit der Genauigkeit des Historikers und der Intuition des Poeten geschildert. Und da ist ihm oft die Charakteristik der Umgebung, das Milieu, in welchem sich seine Personen bewegen, die Hauptsache. Er weiß mit seinem feinen, spitzen Pinsel den innigen Zusammenhang der Dinge und der Individuen zu kennzeichnen. Die Ueberfülle der Details verschmelzen zu schöner Einheit durch die virtuose Abstufung der einzelnen Werke. Das grellste Licht, den dunkelsten Schatten weiß er noch immer abzutönen und bringt so jene Fluctuation der Luft und der Dinge hervor, welche seinen Bildern den eigenartigen Reiz verleihen.

Seine Darstellungen der Champs-Élysées im Frühlingssonnenschein, der blühenden Tuileriegärten, des vornehm gehaltenen Parc-Monceau sind von lebhafter Wirkung. Da werden gepudgte Mädchen von stolzen Müttern paradiert, wohlgenährte Ammen mit flatternden Haubenbändern wiegen ihre Säuglinge, alte und junge Becken flanieren gelangweilt; und in den vorbeirrollenden Equipagen sieht man die vornehme Dame, die elegante Kofette, lässig in die Kissen gelehnt, dem Bois zuweilen. Die sorglose Geschäftigkeit der wohlhabenden Classe ist auf das glücklichste wiedergegeben. Und auch im Einklange damit die graziöse Umgebung, die grünen, blühenden Bäume, der wohlgepflegte Rasen, die zierlichen Pavillons. Es ist so recht der „ewige Sonntag“ der Reichen, der aus diesen Bildern den eigenartigen Reiz verleihen.

Dann schafft er auch Typen aus dem Klein-Bürgerthum. So stille, gemüthliche Bilder, wie Chardin sie gemalt. „Das alte Ehepaar, welches eine Dienerin aufnimmt.“ Der Kleingewerbetreibende, der Sonntags fischen geht, oder sein Gärtchen besichtigt. Die Gäste, welche auf dem Standesamt das Brautpaar erwarten. Er, ein vom Fette überquellender, ängstlich im Frack eingezwängter Bourgeois, läßt sich von seiner Frau die Handschuhe zuknöpfen. Sie ist so tief versenkt in diese schwierige Aufgabe, daß sie selbst auf die imposante Schönheit ihres Federhutes vergißt.

Voll Humor und fein beobachtet sind auch diese Bilder; nur zu getäfelt, zu anecdotenhaft. Die Details sind zu absichtlich herausgearbeitet — die ganze Mache erinnert beinahe an Meissonier. Es ist mehr eine geistreiche Unterhaltung, welcher sich Raffaëlli da hingibt, als sein individueller Gestaltungsdrang.

Die innerste Aussprache, die vollkommenste Beherrschung des Stoffes finden wir erst in den Bildern, welche die brennende Frage unserer Zeit behandeln. Sociale Documente könnte man diese Werke nennen, die beinahe wie Pamphlete und Reden der Führer haranguieren. Weit entfernt, den Stoff melodramatisch zu behandeln, wie es Courbet, der große Vorläufer der Neuen gethan, erzählt der Künstler mit kalter Objectivität — Thatsachen. Die Arbeiter bei ihren Tagesmühen, die Bettler, die „Pücker“, Lumpensammler, die Lazzaroni der Straße, die Namenlosen und alles was sie umgibt, zeichnet Raffaëlli mit grausamer Wahrheit. Ein Stück Leben, eine Welt für sich, von wenigen gekannt, von Niemanden noch künstlerisch verwertet, hat er da geschaut und geschildert. Es sind die Dänen der Großstadt — diese Ablagerungsstätte aller Reste, welche die Flut der ungeheueren City täglich auswirft. Ein Strich Erde, nicht Stadt noch Land, von elenden Menschen bevölkert. Und er malt nicht nur die Menschen allein, sondern auch die Häuser, die sie bewohnen, die verpestete Luft, die sie athmen! Die ungespürte Erde, die Schlafstätte der Vagabunden, das versengte, schmutzige Gras, den Tummelplatz der Kinder.

Wir sehen die unausgebauten Gründe mit ihrer verfallenen Umzäunung, hinter der oft Mord und Verführung lauern, die schwarzen leuchtenden Schloten der Fabriken, die elenden Cabarets, in welchen der giftige Absinth ausgeschenkt wird. Und diejenigen, welche sich dort den großen Sorgen stiller credenzen lassen, welche lichtscheue Gestalten! Sie betreiben sonderbare Gewerbe, sie führen einen Zwischenhandel von Fetzen, Glasscherben, verdorbenen Nahrungsmitteln, von abgelegten Schuhen und Katzenkadavern. Ein Zwischenhandel, den selbst die Christlich-Socialen nicht als Ausbeutung bezeichnen würden. Es sind zusammengedrückte, wankende Menschen mit stumpfem Sinn, oder auch gefährliche Gefellen mit verwegendem Blick.

* * *

In dieser Mitte hat Raffaëlli lange gelebt, um sich den tieferen Sinn des Geschauten ganz anzueignen. „Ich wohne in Asnières (so schrieb er einem Freund), und fühle mich durch das Fremdartige angezogen, welches jede große Stadt umgibt. Ich sehe verdödete Ager, Holzhütten, von unsagbaren Menschen bewohnt, verhungerte Pferde, herrenlose Hunde. All' das weckt in mir eigene Gefühle und entspricht meinem Verlangen nach Schmerz-Lust, nach eigenartigen Erscheinungen, und auch einem dunkel empfundenen Trieb nach philosophischer Klärung.“

Hat Raffaëlli diese Klärung gefunden? Hat er sich zu einer festen, unerschütterlichen Lebensanschauung durchgerungen? Schwerlich! — Er ist als Künstler zu modern, um einmal Errungenes festzuhalten. Stets nach neuen Methoden, nach neuen Techniken suchend, sind seine Entwicklungsphasen sprunghaft und unberechenbar. Die große Einheitlichkeit der Renaissancemenschen kennt unsere Zeit nicht. Dafür aber jenes sensitive, aus leisen Details gewonnene Empfinden, welches die Seele des Künstlers in vibrierender Spannung erhält. Wenn Raffaëlli auch nicht das Leben als Ganzes wiedergibt — so ist das Stückchen Leben, das er jeweilig schildert, immer wahr, immer interessant angepackt.

B. Zuckerkandl.

Das Glück im Winkel.

(Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Sudermann. Zum ersten Mal aufgeführt im Burgtheater am 11. November.)

Das neue Stück von Sudermann läßt uns eine warme junge Frau in ihrem dumpfen Kreise beinahe verschmachten sehen. Sie sehnt sich. Man kann nicht recht sagen, was ihr eigentlich fehlt; sie weiß es selbst nicht und will nicht klagen. Einen gültigen Gatten schätzt sie von Herzen, hegt ihre Pflichten und wenn allerhand Aergernisse, kleine Plagen, manche Sorgen oft wie Ameisen über ihre Wege kriechen, geht sie unbekümmert und tapfer dahin. Nur in dunklen Ermattungen mag es sich leise zuweilen bei ihr regen, daß sie doch ein Mal, ein einziges Mal nur im Leben, anders glücklich sein, ganz selig sein möchte, so hungerig und bezwungen selig, daß davor die ganze Welt versunken wäre; ein Mal möchte sie sich herauschen. Solchen Winken verbotener Wünsche wird sie desto lusterner lauschen, weil der stille, von Mühen eingedrückte Mann mit Demuth, ja fast Angst bei Seite steht und sich schent, sie zu stören: in dieser Ehe haben die Jahre manchen feinen Faden von Achtung, Zutrauen und Dank gesponnen, aber ein Nest von Scham läßt das immer noch mehr bräutliche Paar nicht verschmelzen. Er hat ihr nie in einer wilden Stunde sozusagen das Hemd von der Seele gerissen; nie ist sie rüchelnd vor seiner Kraft gelegen und er ist nie triumphierend vor ihrem Tummel gestanden. So lebt sie neben ihm hin, bleibt bei sich und kann mit ihm nicht verwachsen. Seine rührende, väterlich oder brüderlich innige Treue mag sie ihm lohnen, aber mit der beglückenden Gewalt des Mannes hat er sie nie angepackt. Es ist ein Verhältnis, das den Namen einer Ehe noch nicht verdient.

Zu diesen leisen, gebückten, zögernden Menschen schickt nun der Dichter einen Mann. Der Freiherr von Röcknitz ist der richtige Junker: roh, frech, frozend, mit Hieben hinter den Knechten, mit Zoten hinter den Mägden her, rauchend von Begierden, tausend Teufel im Leibe; Kraft funkelt in seinen Augen, Kraft schlenkert in seinen Gesten, Kraft knarrt in seiner Stimme. Er sagt selber von sich: „Ich bin kein schlechter Kerl, aber da in mir drin, da hab' ich eine Sorte von Blut, eine ganz niederträchtige, die nicht zu bändigen ist“ und: „Was ich will, das seh' ich durch“. Er beunruhigt die Frauen: sie fühlen gleich, daß sie mit ihm nicht allein sein dürfen; er bringt eine schlechte Lust mit sich, die sie betäubt und bellemmt. Unter seinen Blicken kommen sie sich so nackt vor. Sie wissen nicht, wohin sie wegschauen sollen; dieser ganze Mann wirkt schon durch seine bloße Existenz wie eine unzüchtige Handlung auf sie. Wenn er sie ansieht, rieselt eine angenehme Angst durch sie; wenn er spricht, reden alle bösen Wünsche ihrer Sinne mit.

Indem dieser Mann zu jenen Leuten kommt, fühlen wir, daß ein Drama begonnen hat. Ein Mädchen könnte vor ihm flüchten; über eine befriedigt Liebende hätte er keine Gewalt: die Frau einer incompleten Ehe muß ihm erliegen. Jenes unfertige Verhältnis hat ein Drama in sich; die erste Begegnung mit einem Manne reißt es heraus. Wie die Flamme aus einem schwarzen Döchte, zuckt es aus trüben, bangen Worten empor. In einer gierigen, athemlosen Scene,